

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 214

Posen, den 18. September 1929

3. Jahrg

Kalschspieler

ROMAN
VON
KATE
LUBOWSKI

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER WERDAU IN SACHSEN

(7 Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

P. A. Krumbholz waren diese Nachtstunden im Krankenzimmer seiner Tochter, ohne daß ihm dies klar zum Bewußtsein gekommen wäre, zur Quelle geworden, aus welcher er für den Tageskampf die nötige Zähigkeit und Unverwundbarkeit schöpfte.

Denn, was er noch vor wenigen Monaten für unmöglich gehalten hatte, war eingetreten. Die Kreditfähigkeit von P. A. Krumbholz schwankte bedenklich.

Er hatte bei dem allen überraschend gekommenen Konkurs einer alten, bisher soliden Firma mehr eingebüßt, als er im Augenblick zu denken imstande war.

Der Gedanke, sich seiner Frau gegenüber auszusprechen, kam ihm nicht. In einem mit ihr geschlossenen Ehevertrag hatte er sich dafür, daß sie ihn in ihre Kreise einführte, zu standesgemäßem Unterhalt ohne jede Kleinigkeit feierlich verpflichtet.

Er war und blieb für Frau und Tochter der Geldgeber, das lebendige Scheckbuch, in das sie jederzeit ihre Wünsche gedankenlos niedergeschrieben.

Und sonst? Galt er daneben nichts? Nichts, das irgendeine Bedeutung gehabt — einen Entgelt gebracht hätte.

Nun lernte er durch Anitas Unfall den ersten Menschen, seitdem er zu Vermögen gelangte, kennen, der nicht käuflich war. Der hausälterisch, ohne dabei an sich oder die eigene Zukunft zu denken, auf die Erhaltung des geringen, väterlichen Erbes bedacht blieb, und dennoch niemals gleich denen, die seine engste Familie bedeuteten, von der Frucht seines Schaffens je etwas forderte. Wie war es nur möglich gewesen, daß er die Stieftochter bisher verkannte?

Ruth von Alvensbrink saß ihm gegen 12 Uhr nachts in dem Krankenzimmer gegenüber. Sie hatten lange geschwiegen. Die unregelmäßigen Atemzüge der Kranken — das tiefe, ruhige Atmen der im Nebenzimmer schlafenden Pflegerin bildeten seit einer halben Stunde das einzige Geräusch. Nun begann P. A. Krumbholz doch zu sprechen:

„Wohin begibst du dich eigentlich jeden Nachmittag gegen 6 Uhr? Ich beobachte das nun schon mehrere Wochen hindurch?“

„Zu einer einsamen, gelähmten Frau, die sich in der Klinik an meine Hilfe und Beratung gewöhnt hatte,“ antwortete sie prompt.

„Luft du das unentgeltlich?“

„Nein,“ gestand sie beschämt, „aber ich wünsche mir jeden Tag, daß ich es tun dürfte.“

„Und wer könnte dich daran hindern?“

„Meine wirtschaftliche Lage. Die Zinsen meines kleinen Erbschafts decken nicht meine notwendigsten Ausgaben.“

„Du ziehst also gar nicht in Betracht, daß du zur engsten Hausgemeinschaft das als reich bekannten Stahlherrn gehörst?“

„Nein, das ist mir noch niemals in den Sinn gekommen.“

„Sonderbar. Darf ich den Grund wissen?“

„Du hast mich niemals als zu dir gehörend empfunden.“

„Das also wäre die Vorbedingung gewesen?“

„Ja. Halte mich nicht für sentimental. Annehmen könnte ich nur von einem, dem ich innerlich nahe stände.“

„Und du bist davon durchdrungen, daß wir beide zwei sehr verschiedene, unüberbrückbare getrennte Welten bewohnen?“

„So ungefähr dachte ich. . . bis vor kurzem!“

„Und jetzt denkst du anders!“

„Wenn „Empfinden“ bereits „Denken“ ist . . . dann ja!“
„Welches Ereignis hat dies bewirkt? Du erlaubst mir die Frage Ruth.“

„Kein bestimmtes. Irgendeine Stunde ließ mich in deinem Gesicht einen versorgten Zug sehen. Ich mußte aus einem unerklärlichen Zwang heraus beobachten, ob er standhielt oder wieder erlosch und unsichtbar blieb. — Er grub sich mit jedem Tage eine Kleinigkeit tiefer um Augen und Mund ein. Du hast viele Nächte schlecht oder gar nicht geschlafen.“

„Das alles hast du bemerkt, Ruth? Du? — und sonst niemand?“

„Vergiß nicht, daß meine Tage und auch häufig die Nächte von fremdem Leid ausgefüllt sind. Da lernt man zu sehen.“

„Hast du jemals zu deiner Mutter davon gesprochen?“
Sie schwieg.

„Ich bitte dich, Ruth, sage es mir offen.“

„Ich dachte mehrmals daran, es zu tun. Zur Ausführung ließ ich es nie kommen.“

„Und weshalb nicht? Es hätte doch sehr nahe gelegen, nicht wahr?“

„Meine Mutter hätte dir diese schwere Zeit wohl kaum erleichtern können. Sie ist nur äußerlich freier geworden. Innerlich hat sie sich nicht gewandelt. Ich mußte fürchten, daß dich ihre Verzagtheit und ihr Schrecken nur noch mehr belastet hätten.“

„Daß ich außerdem eine leibliche, erwachsene Tochter habe, zogst du also gar nicht in Betracht?“

„Ziehst du denn ehrlich in Erwägung, daß Anita das überhaupt begriffen hätte? Diese aus dem Innern wachsende Angst um etwas, das man anvertraut erhielt? Um den reinen Namen — das Renommee der Firma, die man selbst vertritt — die wohl gar ein Stück Seele wurde, also unlösbar mit dem ganzen Sein, der Persönlichkeit, verbunden bleibt?“

„So empfindest du meine Sorgen, Ruth!“

„Ja. . . kann man sie denn überhaupt anders empfinden?“, fragte sie dagegen.

„Dich habe ich für hochmütig und kalt halten können,“ klagte er sich an.

„Biel, viel besser, wenn ich es in Wahrheit wäre und du hättest es gar nicht gemerkt.“

„Hast du denn jemals auf meine Meinung auch nur einigen Wert gelegt, Ruth?“

„Darauf kann ich nicht ohne weiteres mit „Ja“ oder mit „Nein“ antworten. Vieles in deinem Handeln ist mir fremd geblieben. Eins aber habe ich restlos in deinem Wesen verstanden. . . Daß du unablässig arbeiten und schaffen mußt. Nicht einzig, um Geld — um sehr viel zu verdienen, abzugeben und aufzuhäufen. . . sondern auch und insbesondere, um Spuren zu hinterlassen, die dich überdauern werden.“

„Du hast es völlig richtig erfaßt, Ruth. Dieser Drang aber kann sich entseßlich auswirken. Er ist mir oft zur Höllequal geworden. — Schiebt und meistert mich. Regiert. Stößt mich nicht selten auch ins Elend.“

„Meinst du, daß es einem einzigen, ehrlich Arbeitenden — welchen Standes und Berufes er auch sein möge — anders ergeht? Wohlverstanden — alle, die eine Anzahl, also bestimmte Mußstunden herunterfronen, denen die zu leistende Arbeit nicht „ihre“ Arbeit, das, wofür sie Schweiß lassen, nicht zu „ihrem“ ureigensten Werk wird, nehme ich aus.“

„Sehr viel dürften dir da nicht übrigbleiben!“

„Mehr, als du denkst. Das Heer derer, die häufig genug unter unerhörten Entbehrungen ihren Weg bis zum Ziel fortsetzen, ist groß. Die Masse solcher, die von der heiligsten Freude an ihrer Arbeit begeistert, kaum — während sie dienen — an den Entgelt denken, sondern lediglich an den ungehinderten Fortgang dessen, was sie unter ihren Händen oder in ihrem Hirn entstehen lassen, kaum zu errechnen.“

„Also hast auch du wohl studieren müssen, um zu deiner

— wie du loben nanntest . . . Arbeitsfreude zu kommen?"

"Schon möglich, daß ein gut Teil Selbstüchtigkeit mich befeuerte. Mit Gewißheit vermag ich das nicht zu sagen. Mich trieb bestimmt mehr und heftiger noch das andere."

"Was denn?"

"Ein Nutzen zu werden! — Freude und Rauch sind ja schließlich nur Dinge zum Selbstbeglücken. Nicht wahr, das kann man auch von der Arbeit sagen. Ich wollte noch mehr dienen wie auch du schließlich dienst."

"Und ich — gerade ich — habe dich in dieser Weise mißverstehen können . . . habe für Eitelkeit und übertrieben modernes Spiel gehalten was deines Wesens eigentlicher Kern ist."

"Kommt es denn darauf an, wann man etwas als richtig erkennt?"

"Ich glaube doch wohl. Bedenke, wie leicht es hätte geschehen können, daß du mich eines Tages aus einer gänzlich veränderten Lage heraus — verachten gelernt hättest — wären uns diese Stunden nicht heichert worden."

"Vorläufig könnte ich mir solche Lage, die alsdann meine gesamten Ansichten über dich verzerren müßte, nicht vorstellen. Aber wäre sie selbst möglich gewesen, dann hättest du dich ja kaum davon berührt gefühlt."

"Möglich, Ruth. Besser ist's jedoch so, nicht wahr?"

"Ja, denn nun wirst du dich auch endlich aussprechen Deine Sorgen mitteilen. Ein klein wenig mitzutragen mir erlauben."

Er wurde wieder starr und kühl.

"Da gibt's nichts auszusprechen. Das sind Männertachen, Ruth."

"Ich möchte dir gerne heißen . . . Vater."

Sie hatte ihn zum erstenmal "Vater" genannt.

In der Stunde seiner größten Verlassenheit und innerer Not

Das zerbrach eine Mauer an Eis und Mißtrauen.

Ein Mensch, der nichts von ihm verlangte — ihn nicht zu übervoorteilen bestrebt war — keine Kompromisse vorschlug, sondern der einzig helfen wollte — guttun.

Wenn so ein Mensch vor dreißig und noch mehr Jahren in seinem Leben gewesen wäre! Aber da war nur das Elend einer armselig durchgehungenen Kindheit — das Schlucken von Wohltaten — das Herumgestoßenwerden und das niederträchtige Ducken aus Schläuheit!

Und dann später über die süße, bide, animalisch eingestellte Jugendliebe hinweg, die er sich in das gierige Geldverdienen aus der Ländlichkeit in eine kleine, nette Berliner Wohnung zu retten gemeint, und die nun längst gleichfalls von seinem Golde abhängig . . . gierig und lüftern darauf — ein gebrechlich und verhußtes altes Weiblein geworden war.

Da war ferner der durch seine Ehe getätigte Kauf mit lebenslänglicher Abzahlung. Der Kauf jener Scheinwelt, die der tönende Name erschließt und welche der willig ausgestreute Mammon alsdann geöffnet erhält.

Aus der zerbrochenen und gelösten Härte seiner Seele brach endlich das Geständnis hervor:

"Geld brauche ich, Ruth. Geld. Gar nicht einmal eine bedeutende Summe. Es ist zum Lachen und dennoch zum Wahnsinnigwerden. Eine Bagatelle droht mir — mir — den Atem zu nehmen. Zwanzigtausend Mark! Nicht wahr, da mußt du selbst lachen?! Beißte ich nicht das Eigenhaus in der allerbesten Gegend? Das erstklassige Auto. Die echten Gobelins? Die beiden "Frans halz"? Genügend Werte, um Deckung zu geben. Allein, sie sind wie vernagelt. Zwei große Pleiten in jüngster Zeit haben ihnen den Verstand verwirrt. Nur damit ist es zu deuten, daß man mich fallen lassen will."

"Ueber zwanzigtausend Wille kannst du sofort verfügen," sagte Ruth freudig . . . "mein väterliches Erbe ist nicht der Rede wert, aber auf der Bank ist noch das, was ich vor zwei Jahren — ganz überraschend — vom Onkel Rupprecht Knorring erbt. Es dürfte gerade reichen . . ."

Auf seinem Gesicht lag ein Glanz, den sie vorher noch niemals bei ihm wahrgenommen hatte. Aber nicht die Freude, unerwartet aus seiner Verlegenheit herauszukommen, hatte ihn entzündet.

Er dachte nicht daran, dieses Geld anzunehmen . . .

Und dennoch dankte ihr sein Blick mit einer jubelnden Freude.

Jedoch . . . sie entsprang keinem . . . väterlichen Gefühl!

Seitdem Anita Krumbholz sich einen Spiegel verschafft hatte, ging es schnell mit ihr bergauf. Trotzdem sie keinen Verband spürte, quälte sie die Zwangsideo, daß der Unfall ihr irgendeine Entstellung gebracht haben müsse. Nun wich das beklemmende Angstgefühl mit einem Schläge. Von den

Schlafen sprang der pressende Reif. Der Atem strömte wieder ungehindert. Die Vorstellung des gleitenden Kraftwagens der sie begrub, wurde langsam durch das Bild des Insassen verdrängt. — Das blieb ihr. Sie hatte das Bett mit dem Ruhefosa vertauschen dürfen. Hier lag sie, in ein Morgenkleid von flammend roter Seide gehüllt und wartend.

Zumeist war sie jetzt allein. Die Pflegerin war entlassen. Die Stieffchwester arbeitete in der Klinik. Die Mutter hatte eine Anzahl Briefe an ihre hochgeborenen Verwandten zu schreiben, die natürlich unigen Anteil an dem Unfall bewiesen.

Zudem wurden nebenher die Vorbereitungen zur Reise nach Wiesbaden mit fieberhaftem Eifer betrieben. — Anita Krumbholz liebte freilich diese Erholungsstätte der eleganten Breßhaftern nicht sonderlich als Kurort. Jedoch das frühere Beresprechen des Grafen Veromonte, daß auch er sich dort einfinden werde, erfüllte sie mit prickelndem Behagen. Wenn sie daran dachte, daß er es gewesen, der sie fast ins Jenseits befördert hatte, kam ihr ein Lachen, das endlich von allem Grauen befreit, ihr nicht mehr als ein angenehmes Gruseln auslöste.

Denn es war klar, daß er sich ihr danach nur noch mehr verpflichtet fühlte, als schon bisher. Daß es jetzt lediglich ihrer erneuten Ermunterung bedürfe, damit er sie, die vorläufig doch noch als Kersts Braut galt, zu der seinen mache. Seine regelmäßig an jedem Morgen gesandten Blumen waren zwar sehr kostbar, aber keineswegs nach ihrem Geschmack. Sie trugen zu wenig den Stempel seiner Gefühle — waren scheinbar lediglich von der Gewinnsucht des Bieseranten, der natürlich das Feuerste auswählte, zusammengestellt. Der morgige Tag würde ihn aber endlich selbst herführen. An ihm wurde sie einundzwanzig Jahre. Das wußte er und würde es auch nicht vergessen.

Morgen mußte sich auch Jürgen von Kerst irgendwo melden. Volle drei Wochen war er fort und noch hatte sie kein Lebenszeichen von ihm erhalten. In der ersten Nacht nach dem Unfall träumte sie, daß er gestorben sei. Sie sah sein erstarrtes Gesicht mit dem Mund, den sie in toller Leidenschaft einst geküßt. . . . Aber das mußte wie lange her sein. Ihre Augen waren trocken geblieben. Nach dem Traum fand sie das selbstverständlich. Heute wunderte sie sich darüber.

Ja . . . liebte sie ihn denn gar nicht mehr?

In ihren Bogelaugen blitzte ein Funke auf.

"Liebe ist unmodern geworden, wie lange Frauenhaare," durchfuhr es ihr Hirn. "Genuß ist alles — Jugend ist Trumpf — Der weiße Sermon von Kameradschaft zwischen Mann und Weib gilt einzig für die Alternden — reizlos Gewordenen." Sie schaute zur Zimmerdecke empor, die flammende Herzen über sich gestreut hatte und fand es angenehm und unterhaltend, daß sie für alle Fälle einen Reservemann besaß.

Der nächste Tag hatte nichts Feiertägliches an sich. Ein feiner Mairegen hüllte das lachende Blüten der vergangenen Sonntage in feuchte Schleier. P. A. Krumbholz brachte diesmal nicht, wie sonst als erster, weil er sich auch nicht durch Festtage in seiner Pünktlichkeit zum selbstausgelegten Dienst abhalten ließ, irgendein kostbares Schmuckstück. Er kam mit leeren Händen, küßte die Tochter flüchtig auf die Stirn und murmelte, daß ihm leider die Zeit zur Besorgung eines Geburtstagsgeschenkes gefehlt habe.

Jürgen von Kerst schwieg weiter. Die Frühpost brachte überhaupt nichts für Anita Krumbholz. — Auch der Morgenstrauß des spanischen Grafen ließ auf sich warten. Deshalb — folgerte Anita, die seiner im weißen, mit echten Spigen überreich verzierten Hängerchen im Empfangszimmer harnte — würde er selbst sehr bald erscheinen.

Die Stunden wurden ihr zur Qual. Geladen war niemand. Der Geheimrat gestattete vorläufig noch keinerlei Erregungen. Frau Adelsheid saß dauernd vor dem Fernsprecher. Zwei ledig gebliebene Gräfinnen, mit denen sie des öfteren an dritter Stelle zusammentraf, erkundigten sich nach den Preisen des "Rassauischen Hofes" in Wiesbaden.

Anita Krumbholz begann zu frieren. Wäre wenigstens Ruth dagewesen. Sie wußte beim besten Willen nicht, womit sie sich beschäftigen sollte, bis endlich, endlich das Warten zu Ende wäre. Am Lesen fand sie keinen Geschmack. Die Toiletten hielt Herminchen, das Kammermädchen der Mutter tabellos in Ordnung. Bei jedem Klingelzeichen fuhr sie nervös zusammen, aber ihre Hoffnung, daß es der Graf sei, erfüllte sich nicht. — Mama und sie nahmen ziemlich verspätet ein unfestliches Mittagsmahl ein. Papa kam schon seit Monaten nicht mehr zu Tisch. Ruth hatte in der Klinik ihren Freitisch, und zwar gemeinsam mit einer Anzahl Kollegen, mit denen sie — mangels eines anderen zum

Speisen reservierten Raumes — in der Küche essen mußte. Sonst hatte Anita Krumbholz dies als einen Wahnsinn und unwürdig nebenher erklärt. Heute packt sie der Wunsch, inmitten des jungen pochenden Lebens zu sitzen und nicht hier nicht neben der Mama — die hastig und kurz-sichtig ihr Glas Burgunder umgestoßen hatte und nun davon redete — nur davon!

In dieser Stunde glaubte sie den Grafen zu lieben.

Es war vier Uhr nachmittags geworden. Ein Telegramm wurde hereingebracht. Anita stand plötzlich in Flammen. Ihr Herz klopfte zum Zerpringen. Dieses Telegramm würde ihr die Erlösung bringen — eine entscheidende Wendung. Sie wußte nicht genau, worin eine solche zu bestehen habe. Sie wußte einzig, daß sie — wäre dies Telegramm nicht gekommen — irgend etwas Ungewöhnliches

getan hätte. Etwas nicht sorgfältig zuvor Überlegtes. O nein! Etwas, das ohne ihr Zutun über sie gekommen wäre und sie einfach vorwärts gestoßen hätte. ins Verderben oder ins tollste, heiße Glück!

Das Telegramm war an Frau Adelheid. Ihr Schneider telegraphierte, daß es ihm nicht gelungen sei, genau den befohlenen lila Ton im Seidenamt zu beschaffen.

Das geniale Herminchen wurde endlich von Anita Krumbholz ins Vertrauen gezogen.

„Sie müssen mir einen Gefallen tun“, umwarb sie Anita eine Stunde später mit der ganzen, schmeichlerischen Dringlichkeit, deren nur sie fähig war, ioba'd sie etwas erzwingen wollte.

Das Mädchen lächelte verständnislos.

(Fortsetzung folgt.)

Spaziergang durch Mörikes Märchenwald.

Zu seinem 125. Geburtstage.

Von Dr. Karl Erich Kraß.

Es ist ein wunderbares Lied in dem Waldesrauschen unserer heimatischen Berge; wo du auch seiest, es findet dich doch einmal wieder, und wäre es durchs offene Fenster im Traum, keinen Dichter noch ließ seine Heimat los. Eichendorff.

Unserem lieben Mörike ging es just genau so. Sein liebes Schwabenland hat ihn nie losgelassen. Seine Schöpfungen sind Werke echter Heimatkunst, und von diesen wiederum sind es seine Märchen, die Heimatluft atmen, und Heimatklänge ertönen lassen. Doch wer kennt heute noch die Prosaschriften Mörikes? Die Zahl seiner Freunde und Verehrer scheint nicht allzu groß zu sein — leider. Denn gerade von Mörike kann die Jetztzeit, die hastende, unruhige, nach Genuß strebende, moderne Zeit viel lernen. Und da sind es wieder seine Märchen, die jetzt noch seinen Freunden und Verehrern so manches behagliche und ergötliche „Stündlein wohl vor Tag“ bereitet haben.

Das erste Märchen, das Mörike geschrieben hat, ist der im Frühling 1835 vollendete „Schak“, das im folgenden Jahre in dem von Mörike und Zimmermann herausgegebenen „Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten“ erschien. Wenig verändert nahm es Mörike 1839 in die „Jris“ auf; dabei blieb als überflüssig die Romanze am Schluß weg, wie Mörike die Ballade vom Könige Milefint nannte.

Mörike hat das ursprünglich als „Märchen“ bezeichnete Stück später „Novelle“ genannt. Das will jedoch wenig heißen bei einem Dichter, der auf solche Bezeichnungen keinen großen Wert legte. Ging doch auch der Nolten-Roman als „Novelle“ in die Welt. „Der Schak“ ist eigentlich weder Märchen noch Novelle. Die Bezeichnung „Märchen-Novelle“ kommt dem Wesen dieser Rahmenerzählung nach am nächsten, die nach der romantischen Kunstübung Tiecks und E. T. A. Hoffmanns Wirklichkeit und Phantastik bunt durcheinander wirbelt. Strenge Komposition ist dieser Erzählung ebenso wenig eigen wie den meisten Prosastücken Mörikes, der es liebt, bisweilen etwas weit-schweifig zu werden und ganze Begebenheiten einzuschleppen.

Ein toller Humor, eine liebenswürdige Schalkhaftigkeit, Anschaulichkeit auch in der ausgelassensten, phantastischen Laune zeichnen das echt romantische Märchen aus.

Vor größter Plastik sind der spukhafte alte Wegweiser, der den angetrunkenen Franz Arbogast ängstigt, und die unheimliche Fee Bräcarlatina, zwei Erfindungen, die an E. T. A. Hoffmanns Novellistik erinnern.

Charakteristisch ist die Zeichnung des lieblichen Kindes Nennchen-Josephe für den Dichter, dem es wie wenigen gegeben war, märchenhafte Holdseligkeit und kindliche Anmut zu bewundernder Darstellung zu bringen.

Von Theodor Storm wissen wir, daß er als einen der schönsten Tage seines Lebens den Frühlingstag des Jahres 1853 bezeichnet hat, an dem ihm von Mörike „das Stuttgarter Hukelmännlein“ geschickt wurde. Die Anfänge dieses Märchens reichen aber weiter als ein Jahrzehnt zurück, tief in die Kleverfulzbacher Zeit hinein. Schon im Jahre 1837 entstand das „Handwerksgesellenlied“ und bereits 1838 konnte Mörike seinem Freunde Hermann Kurz das Motiv von den vertauschten Glücksgehüben mitteilen. Kurz, dem die Gedanken und Motive außerordentlich gut gefielen, schrieb damals an Mörike: „Ich würde alles, was in der Welt von Projektmacherei und unverschuldetem Mißlingen ist, hereinziehen und den Helben zu einem umgekehrten Simplicissimus machen, der alles ganz geschickt angreift und, durch sonderbare Zwischenfälle aus der Bahn getrieben, immer unglücklich, ja lächerlich endet.“ Mörike hat Kurzs Ratschläge nicht befolgt, konnte sie seiner ganzen Poetenart nach auch gar nicht verwerten, so reizvoll der Kurzsche Plan auch sein mochte.

„Das Stuttgarter Hukelmännlein“ ist ein Märchen, jedoch nicht zeit- und ortlos angefügt, sondern im Schwabenlande des Grafen Eberhard I. So wenig es Mörike auf peinliches Festhalten des Zeitkolorits ankommt, das er sich selbst die Freude des niedlichen Anachronismus bereitet, den Schuster Bläse das Wort sprechen zu lassen: „Mordsapperlot, ich wollt, das Bulwer wär erfunden allbereits!“, so ist doch durch die lokale und zeitliche Festlegung in die Phantastik des Märchens etwas Bestimmtes hineingekommen, die Umrisse treten schärfer heraus, und fraglos hat es an Rückgrat gewonnen. Der Dichter hat gründliche Studien für das mittelalterliche Kostüm getrieben.

So ist ein Kunstwerk entstanden, das frisch und ursprünglich wie ein Volkslied anmutet, und volkstümlich unbefangen im Garten wie im Verben bleibt dieser mundartlich leicht gefärbte, durch alte Sprüche und Reime geschmückte Schwank vom Anfange bis zum fröhlichen Ende. Es konnte nicht fehlen, daß selbst vertraute Freunde des Dichters der Meinung waren, der Dichtung müsse ein altes Volksmärchen zugrunde liegen, und Theodor Storm sprach gar von Mörikes „schwieriger Aufgabe, vorhandene Sagen künstlich zu verweben“.

Eigene Lebenserfahrungen und Lebensbeobachtungen Mörikes strömten dem Märchen reichlich zu, das den Dichter mehr als ein dutzend Jahre beschäftigte. Auch aus einem anderen Novellenplane, der leider nicht zur Ausführung kam, sorgte er ein hübsches Motiv: der trebsförmige Stiefelknecht, dessen Zangen in Doktor Beylands Garten die nächtlichen Obst-diebe festhalten, entstammt Mörikes Plan „Zur Geschichte von der silbernen Kugel oder der Kupferschmied von Rothenburg“, der indessen über Vorarbeiten nicht hinausgedieh.

Ganz anders sind die beiden anderen Märchen. „Der Bauer und sein Sohn“ ist 1839 zuerst in der „Jris“ veröffentlicht worden; seine Entstehung geht aber bis auf das Jahr 1827 zurück. Mörike hatte große Schwierigkeiten mit der Drucklegung dieses Märchens. Der Versuch, es in dem von der Regierung herausgegebenen Württembergischen Volkskalender erscheinen zu lassen, scheiterte, trotz Befürwortung durch die Kallender-Redaktion, an dem unbegreiflichen Widerstande des Oberstudienrates, der nach Mörikes Meinung die Befürchtung hegte, daß die „Erzählung den Aberglauben gewissermaßen begünstige“, und auch Cotta's „Morgenblatt“ lehnte den Abdruck ab. Schwinds sehr einfache Entwürfe zu dem Märchen, die er für eine geplante illustrierte Mörike-Ausgabe zeichnete, fanden überhaupt keinen Verleger, bis sie erst in neuester Zeit veröffentlicht wurden.

Die sehr kurze und ganz schlichte Geschichte vom treuen Pferde Hansel, von seinem Peiniger, dem Peter, und seinem Wohlläter, dem Frieder, nach dem das Stück zuerst den Namen „Arm Frieder“ empfangen hatte, ist eine Tendenzdichtung, die einzige, die Mörike je geschrieben hat. Sie wendet sich gegen die Tierquälerei, und so konnte sie der Dichter mit Necht „moralisch“ nennen. Wie Gottfried Keller, dem dieses Märchen besonders lieb war, wie Friedrich Theodor Fischer, dessen Nachruf Mörikes Fähigkeit, sich „auch in die arme, dunkle Seele der sprachlosen Kreatur herzlich zu versetzen“, rühmte, wie Jean Paul und Joh. Georg Fischer besaß Mörike allezeit ein mitfühlendes Herz für die Leiden der Tiere. Wir vernehmen seinen Schlag in dem Märchen „Der Bauer und sein Sohn“ wie in dem „Unser Frik“ überschriebenen Gedicht, in dem er in Leid und Groll gegen die „Vogelstellerfümmel“ loszieht.

Die wenigste Gemeinschaft mit dem angeführten Märchen hat das vierte und letzte „Die Hand der Jezerte“, das ohne

Jedwede Verbheit und Humor für sich allein dasteht. Den ersten Entwurf hierüber sandte Mörike im Frühjahr 1841 an seinen Freund Wilhelm Harlaub. Der Schluß der Erzählung, die zuerst den Namen „Arete“ bekam, war nur skizziert, das Ganze noch nicht von der einheitlichen Stimmung und Feierlichkeit der späteren Niederschrift getragen. Unter dem jetzigen Titel wurde diese kleine Erzählung im Jahre 1853 in dem „Kunst- und Unterhaltungsblatt für Stadt und Land“ gedruckt. Fern aller sonstigen Märchenkunst Mörikes mutet dieses in Stimmung und Kostüm wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ an.

Mörikes reiches Schaffen ist aus diesen wenigen Einblicken nicht zu erschöpfen. Dieser seltsame Romantiker, der 1804 in Ludwigsburg geboren, neun Jahre als Pfarrer in Kleverulzbach in Württemberg und weitere 15 Jahre als Lehrer in Stuttgart wirkte, hat das träumerische, deutsche Gemüt mit der seltenen Gabe des feinhörigen Lyrikers und Naturschwärmers erfasst. Leider wissen heute zu wenige um die Schätze, die in seinen Märchen schlummern...

Joseph von Sternberg, der Regisseur des Emil Jannings-Ufaton-Films.

Die Ufa hat Emil Jannings für einen großen deutschen Tonfilm verpflichtet, der im Rahmen der Erich-Pommer-Produktion gedreht wird. Als Regisseur wurde aus Hollywood Joseph von Sternberg geholt, der mit seinen Filmen „Unterwelt“ mit Bancroft und „Der letzte Befehl“ mit Emil Jannings bereits Welterfolge erzielt hat. Joseph von Sternberg ist dieser Tage in Berlin eingetroffen.



Joseph von Sternberg, der bekannte amerikanische Regisseur des Films „Unterwelt“, weilt zur Zeit in Deutschland. (Phot. Ufa.)

Sternberg, ein gebürtiger Oesterreicher, der bereits als Siebenjähriger mit seinen Eltern nach Amerika ausgewandert, begann seine Hollywooder Filmkarriere, wie übrigens die meisten seiner Berufskollegen, damit, daß er — nichts zu tun bekam. Da faßte er einen kühnen Entschluß, verschaffte sich einige tausend Dollar und drehte fast auf sich allein angewiesen, einen Film „Salvation Hunters“. Der Film kam Charlie Chaplin zu Gesicht, der sich für ihn begeisterte und sich nun für den jungen Regisseur einsetzte. So faßte Sternberg in der Filmindustrie Fuß, zunächst als Cutter, d. h. als Mann, der die verantwortungsvolle und wichtige, aber in der Deffentlichkeit zumeist wenig anerkannte Aufgabe hat, die einzelnen Filmstreifen zu einem vorführungsbereiten Film zusammenzuschneiden.

den oder, wie man sagt: zu montieren. Erst nach Jahren des Kampfes und der Arbeit kam er dazu, einen Film als Regisseur zu inszenieren.

Dieser Film — es war „Unterwelt“ — wurde ein Welt-erfolg und machte Sternberg mit einem Schlage berühmt. Es folgte eine Reihe von weiteren erfolgreichen Filmen, von denen drei noch in dieser Saison in Deutschland herauskommen, darunter der erste „Polizei“ in diesen Tagen im Ufa-Palast am Zoo. Auch seine erste Tonfilm-Premiere hat Sternberg bereits hinter sich, der Film heißt „Thunderbolt“ zu deutsch wörtlich „Donnerbold“. Wieder ein Unterweltfilm, der aber seinen stummen Vorgänger noch bei weitem übertreffen soll.

Sternberg bekennt sich durchaus zum Tonfilm. Er meint, daß die anfängliche Vereinfachung der Bildtechnik in den ersten Tonfilmen jetzt bereits eine überwundene Sache sei und daß der Tonfilm, unter Ausnutzung aller technischen und künstlerischen Errungenschaften des stummen Films jetzt aber seine Entwicklung fortsetzt, und zwar von dem Stadium ab, das der stumme Film bisher erreicht hat.

Robot vermählt sich.

Wir alle kennen ihn, Mister Robot, den Maschinenmenschen. Er war in den Zeitungen abgebildet, wie er den Damen der ersten Kreise den Tee servierte. Aber das Bild war etwas unheimlich. Und jetzt hört man, daß dieser stählerne Kavalier zu

heiraten gedenkt. Der Konkurrent seines Vaters hat nämlich eine reizende Tochter als sein eigen der Welt vorgestellt. Und dieses Mädchen mit Nerven wie Stahl dürfte für eine glückliche Ehe Garantien bieten. Herr Robot wird sich also erlauben, der geschätzten Umwelt von seiner Verlobung mit jener klugen Lady noch Mitteilung zu machen.

Aus aller Welt.

Wissen Sie, was Klettern ist? Der Laie meint, das sei einfach so ein auf-den-Bergen-Herumsteigen, dort wo es möglichst steil und gefährlich ist. Klettern aber ist eine ganz bestimmte Technik, zu der, wie bei jedem Sport, jahrelange Übung gehört. Wollen Sie sich über diesen interessantesten Sport orientieren, so sehen Sie sich die überaus aufschlußreichen Aufnahmen der „Münchener Illustrierten Presse“ (Nr. 37) an. — Aus dem Inhalt dieses Heftes nennen wir noch den schönen Bilderaufsatz „Schwarzwaldvolk“, „Katholikentag Freiburg 1929“, „Das Haus an der Sonne“, ein neuer Vorschlag für gesundes Wohnen und „200 Kilometer-Straßen für ein Auto“. — Mit den angeführten Artikeln ist aber der Inhalt der Nummer noch lange nicht erschöpft.

Herr Briand reist. Heute ziehen nicht die Soldaten über die Grenzen, um die Interessen eines Landes zu verteidigen, sondern nur eine Delegation mit einem Außenminister an der Spitze: nur eine ganz kleine Armee, aber bereit zum Tode oder wenigstens zum Halbtode (siehe Haag). Ein alter General wie Herr Briand sieht zu gewissen Zeiten ständig im Eisenbahnzug. Kaum ist er vom Haag in Paris angekommen, hat eben im Ministerrat Bericht erstattet, da fährt er schon wieder im D-Zug nach Genf. Keine geringe Leistung für einen alten Herrn über Sechzig. Er wird während der ganzen Reise sehr geschont. Sogar seine nächsten Freunde wagen nicht, ihn zu stören. Ganz allein sitzt Herr Briand in einem Salonwagen, trinkt Orangade und spricht kein Wort. Manchmal summt er eine Melodie vor sich hin. Der Berichterstatter E. Kelen plaudert in Wort und Bild in der neuesten Nummer des Illustrierten Blattes“ (Nr. 38) in gewohnter witziger Weise über den berühmten Staatsmann. Ein besonderes Interesse gilt wieder dem Zeppelin. In einem dreieinhalbseitigen Bilderartikel berichtet Max Geisenhayer von seinem Flug um die Erde. Bilder von schauriger Größe von den Sumpfsgebieten Nordrusslands, von endlosen Waldbränden, Aufnahmen von den Berichterstattern selber und ein besonders ausführlicher Text werden die Leser interessieren. Von den übrigen Themen seien genannt: Neue Bilder aus Palästina, Menschen, die die Wahrheit suchen, Der Schneider-Pokal und Berliner Theater.

Das höchste Gebäude Südamerikas. In der brasilianischen Stadt Sao Paulo ist jetzt das höchste und größte Gebäude Südamerikas, das 26 stöckige Martinelli-Haus, fertiggestellt worden. Der Bau nimmt einen ganzen Stadtblock ein und enthält 2000 Räume; er umfaßt ein Hotel mit 350 Zimmern, ein Theater und mehrere hundert Büreauräume. Die Kosten des Baues betragen 5 Millionen Dollar. Ueber dem höchsten Stadwerk befindet sich die Sommerwohnung des Wollenträger-Eigentümers, des Commendatore Martinelli, der als junger Mensch arm aus Italien eingewandert war und jetzt zu den mächtigsten und reichsten Geschäftsleuten Brasiliens gehört. Sao Paulo selbst, die reichste Stadt Brasiliens, ist kürzlich in die Reihe der Millionenstädte aufgerückt.

Fröhliche Ecke.

Sie kennt sie! Freundin: „Eben sah ich, wie ein junger Mann versuchte, meine Tochter zu küssen.“ — Moderne Mutter: „Ist es ihm gelungen?“ — „Nein.“ — „Dann war es nicht meine Tochter.“

Stolzer Vater. „Ich hoffe, Sie würdigen die Tatsache, daß, indem Sie meine Tochter heiraten, sie eine weitherzige Frau mit offener Hand bekommen.“ — Bewerber: „Ganz gewiß, und ich hoffe, sie hat diese Eigenschaften von ihrem Vater geerbt.“

Abgeblüht. Er: „Die Frau, die ich einmal heirate, muß ebenso gebildet sein wie ich, sie muß in ihrem Wissen so hoch stehen wie ich.“ — Sie: „Da sind Sie sehr bescheiden in Ihren Ansprüchen.“

Armer Mann. Frau A rühmt ihren Mann vor ihren Freundinnen: „Er hat gar keine schlechten Gewohnheiten“, sagt sie stolz. „Er trinkt nicht, er spielt nicht, er geht abends nicht aus, er hat keinen Klub, geht in keinen Verein...“ „Aber rauchen wird er doch?“ fragt Frau B. „Gott, ja, eine Zigarre, wenn er gut aufgelegt ist. Aber das ist er vielleicht einmal im Monat...“